



# Leseprobe

Peter Merseburger  
**Mythos Weimar**  
Zwischen Geist und Macht

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



---

Seiten: 448

Erscheinungstermin: 10. Juni 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Dem Geist von Weimar auf der Spur

Weimar steht für deutsche Größe wie für deutsche Schande. Die Höhen und Tiefen dieses zwiespältigen Ortes sind die Angelpunkte in Merseburgers politischer Kulturgeschichte dieser Stadt: Von Luther, Bach, Goethe und Liszt spannt er den Bogen über die Geburt der Republik und den Aufbruch in die Moderne mit dem Staatlichen Bauhaus zu den Diktatoren des 20. Jahrhunderts. Peter Merseburgers Buch ist aber nicht nur die Geschichte einer Stadt, es erzählt auch deutsche Geschichte.



### Autor

## Peter Merseburger

---

Peter Merseburger (1928-2022) war Journalist bei verschiedenen Tageszeitungen, 1960 bis 1965 Redakteur und Korrespondent beim SPIEGEL, moderierte ab 1967 »Panorama«, wurde 1969 TV-Chefredakteur des NDR und leitete danach die ARD-Studios in Washington, London und Ost-Berlin. Er veröffentlichte zahlreiche Bücher, darunter der Longseller »Mythos Weimar. Zwischen Geist und Macht«. Seine Biographie Willy Brandts wurde 2003 mit dem Deutschen Bücherpreis ausgezeichnet. Zuletzt erschien seine Autobiographie »Aufbruch ins Ungewisse. Erinnerungen eines politischen Zeitgenossen« (2021).

Peter Merseburger  
**Mythos Weimar**  
*Zwischen Geist und Macht*

Pantheon

Für die vorliegende Ausgabe wurde das Buch vom Autor überarbeitet und erweitert.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

#### Bildnachweis

Angermuseum Erfurt: 40; Claus Bach: 6; Das Bauhaus. Selbstzeugnisse von Meistern und Studenten. Herausgegeben von Frank Whitford, Stuttgart 1993 (© VG Bild-Kunst, Bonn): 299; Bayerisches Staatsbibliothek, München (Fotoarchiv Hoffmann): 349; Constantin Beyer, Weimar: 16, 19, 177; Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz (Nationalgalerie, SMB): 225; Fionline, Frankfurt: 175; Fotoatelier Louis Held (Eberhard Renno), Weimar: 252, 286 unten, 297, 302; Klassik Stiftung Weimar: 38, 49, 55, 59, 67, 75, 81, 85, 86, 105, 115, 139, 187, 193, 198, 220, 237, 244, 257, 261, 274, 322, 377, 419; Kunstsammlungen zu Weimar: 38, 257; Stadtarchiv Weimar: 217, 286 oben, 345; Stadtmuseum Weimar: 207; Ullstein Bilderdienst (© VG Bild-Kunst, Bonn): 395



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

#### 3. Auflage

Copyright © 1998 by Deutsche Verlags-Anstalt,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-570-55208-7

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

*Für Sabine*

# Inhalt

<b>Im Zwiespalt zwischen Geist und Macht</b>	9
<b>Im Anfang war die Obrigkeit</b>	13
<i>Luther, Weimar und die Ehe von Thron und Altar</i>	
<b>»Widerstehe doch der Sünde«</b>	33
<i>Hofmusicus Bach in der Himmelsburg</i>	
<b>Täglich sechzehn Mäuler und Mägen</b>	47
<i>Papa Wieland, Anna Amalia und der Eintritt Weimars in die Literatur</i>	
<b>Kriegsminister Goethe rüstet ab</b>	65
<i>Aber Freiheit bleibt ein unerreichbar fernes Ziel</i>	
<b>Napoleon als Göttersohn</b>	113
<i>Weimars Schaukelpolitik zwischen Ost und West</i>	
<b>Schutzpatron der Nationalen</b>	153
<i>Carl August, Kotzebue und der Wartburg garstiger Feuerstank</i>	
<b>Nicht länger die Stadt der Toten</b>	185
<i>Franz Liszt, Maria Paulowna und die »Silberne Zeit«</i>	
<b>Deutschlands heimliche Kolonialhauptstadt</b>	215
<i>Carl Alexanders Wandlung vom Liberalen zum Nationalkonservativen</i>	
<b>Ästhetisches Bollwerk gegen den Kaiser</b>	243
<i>Kesslers und van de Veldes Kampf gegen Reichsbeseeler und Heimatkunst</i>	

<b>... und man kann kein Quadrat mehr sehen</b>	285
<i>Geburtsort der Republik und des modernen Bauens</i>	
<b>Die erste Aktion »Entartete Kunst«</b>	311
<i>Weimar als nationalsozialistisches Experimentier- und Paradenfeld</i>	
<b>Hier fühlt man sich groß und frei ...</b>	343
<i>Das KZ auf dem Ettersberg als Weimars Zwillingssort</i>	
<b>Russischer Salut an Goethes Grab</b>	361
<i>Klassik als Waffe und »Faust« als Nationalepos der DDR</i>	
<b>Blutspuren zweier Diktaturen</b>	391
<i>Mahnmal der deutschen Katastrophe und zwiespältiger Schicksalsort</i>	
<b>Ausblick</b>	411
Dank	423
Bibliographie	424
Register	436

## Im Zwiespalt zwischen Geist und Macht

Wie ist doch Weimar dem Deutschen eine geweihte Stätte! So sehr, daß der Name schon wie Glockenklang unser Ohr berührt! Heiliger Boden, Wirkungsstätte unserer Klassiker! So jubelt 1924 ein Weimarer Lokalpatriot. Ernstzunehmende Kritiker nennen den Ort ein geistiges Zentrum, eine Art Delphi der Deutschen. Schon in grauer Vorzeit, als die träge Ilm noch eine vermoorte, nicht urbar gemachte Senke durchfloß, müssen an dem Ort, wo sich heute Weimar befindet, heidnische Riten praktiziert worden sein. Das wi im altsächsischen Namen Wimar heißt soviel wie geweiht, das mar bedeutet Wasser. Heilige Wasser also in Weimar, an denen sich die Deutschen noch heute laben. Wer kennt die berühmten Verse nicht:

O Weimar! dir fiel ein besonder Loos!  
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.

Kein geringerer als Goethe beschreibt mit diesen Worten das Wunder von Weimar: daß nämlich ein winziges Duodezfürstentum einige Jahrzehnte zur kulturellen Kapitale der Nation aufsteigen, die größten Geister versammeln und zur Geburtsstätte der deutschen Klassik werden konnte. Zur Kultstätte wurde Weimar dann nach Goethes Tod, zum Gral der deutschen Bildungsbürger, die hier nationale Identität und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit fanden, lange ehe ein deutscher Nationalstaat entstand.

Und war das Deutschland der Weimarer Klassik im Rückblick nicht die beste Zeit der Deutschen? 1879 schreibt Ernest Renan in seinem Brief an einen deutschen Freund bewundernd von dem Deutschland vor fünfzig und sechzig Jahren, das er im Genie Goethes personifiziert sah, »dem großen, klugen, tiefgründigen Deutschland, das uns durch Fichte den Idealismus lehrte, durch Herder den Glauben an die Humanität, durch Schiller die Poesie der moralischen Empfindung,



durch Kant die abstrakte Pflicht«. Aber im gleichen Atemzug beklagt er, diese große Zeit habe im Bismarckreich keine Fortsetzung gefunden – im Gegenteil.

Auf Weimars goldene Zeit folgt eine matt leuchtende silberne – und auf sie dann die schreckliche, die finstere Zeit, in der Weimar nicht ohne seinen Zwilling zu denken ist: das Konzentrationslager auf dem Ettersberg. Weimar ist eben nicht nur Geburtsstätte der deutschen Klassik, sondern ein sehr ambivalenter deutscher Schicksalsort, der für deutsche Größe und deutsche Schande steht, für den deutschen Parnaß wie für den Rückfall in die Barbarei. So kann die politische Kulturgeschichte Weimars, die mit diesem Buch versucht wird, auch nicht mit der Begründung des Musenhofs durch Anna Amalia beginnen und erst recht nicht mit Goethe enden.

Seit der Volksbeauftragte Friedrich Ebert im Februar 1919 vor der Nationalversammlung in Weimar davon sprach, jetzt endlich müsse der Geist der großen Philosophen und Dichter wiederum unser Leben erfüllen, spukt der Geist von Weimar durch die Geschichte. Aber was ist darunter zu verstehen?

Der Begriff Weimar ist ohne die Wartburg nicht zu denken, wo Luther die Bibel übersetzte und die Burschenschafter die nationale Einheit forderten. Beides geschah unter dem Patronat der Ernestiner, der Schutzherren des Protestantismus. Sie erkoren Weimar zu ihrer Residenz, durch sie wurde die Stadt an der Ilm zur Geburtsstätte jener Ehe von Thron und Altar, die den Deutschen wahrlich keinen Segen brachte. Sicher ist Weimar die Stadt Goethes und Schillers, der silbernen Zeit Franz Liszts und des Aufbruchs zur Moderne, für die Namen wie Henry van de Velde und Harry Graf Kessler, aber auch Walter Gropius mit den Anfängen des Staatlichen Bauhauses stehen. Aber gerade die hochgerühmte Klassik siedelt das Ideale in unerreichbaren Höhen an, trennt es von der Wirklichkeit und begründet damit die gefährlich unpolitische Tradition des deutschen Bildungsbürgertums.

Und die Moderne, die den Anlauf zum Dritten Weimar versucht? Sie wird von den Weimaranern, unter Berufung gerade auf die große Tradition der Klassik, aus Weimar vertrieben, lange ehe die Nationalsozialisten mit ihrer Ausstellung »Entartete Kunst« durch die Lande ziehen. Weimar ist Sitz des Nietzsche-Archivs, in dem Elisabeth Förster

den »Willen zur Macht« ediert, die Philosophie ihres Bruders verfälscht und Zarathustra zum Propheten Mussolinis und des Dritten Reichs errennt. Es ist Sitz der ersten rein nationalsozialistischen Landesregierung, die in Deutschland vor der Machtübertragung an Hitler durch Hindenburg regiert, und es gibt kaum eine andere Stadt in Deutschland, in der sich der »Führer« so gern und so oft aufhält.

Seit der Jahrhundertwende immer wieder als Hort deutscher Tiefe, deutscher Innerlichkeit und deutscher Kultur mißbraucht, ja als Kampfbegriff gegen westliches Denken ins Feld geführt, werden Weimar, die Klassik, Goethe und Schiller instrumentalisiert für Reaktion wie für Revolution, gegen die Moderne und für die Vertreibung des Bauhauses; für den Nationalsozialismus und für den Kommunismus, der auf ihn folgt. »Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald«, sagte der Germanist Richard Alewyn nach der Rückkehr aus dem Exil. Gerade Buchenwald aber, das nach der Niederwerfung des SS-Staates vom sowjetischen NKWD fortgeführt wird, steht für die Erfahrung zweier Totalitarismen auf deutschem Boden.

Mit ihren Dichtertreffen und der Woche des deutschen Buches nutzt die erste deutsche Diktatur Weimar für ihre Kulturpropaganda, der zweiten deutschen Diktatur dient der Begriff Weimar gleich doppelt zur Legitimation von Macht: Sie behauptet, die angeblichen Visionen Goethes mit ihrer Politik in die Tat umzusetzen und zugleich das Vermächtnis der Widerstandskämpfer vom Ettersberg zu erfüllen. Die pseudosakrale Weihstätte, die sie ihnen unweit des alten Lagers in stalinistischem Monumentalstil errichten läßt, die Massengräber, in denen man die Opfer des NKWD verscharrt und über denen Büsche und Bäume angepflanzt werden, um sie unsichtbar zu machen, stehen für unsere doppelte Vergangenheit. Sie wirft lange Schatten auf ein Weimar im Zwiespalt zwischen Geist und Macht.

P. M.

## Im Anfang war die Obrigkeit

### *Luther, Weimar und die Ehe von Thron und Altar*

IN STIEFEL UND SPORN, sagt die Fama, hat der Pfarrer auf der Kanzel gestanden. Das war zu Weimars lustiger Zeit, als mit dem jungen Frankfurter Advokaten Goethe Sturm und Drang in die abgelegene, idyllische Residenz einbrach und höfische Etikette plötzlich nichts mehr zu gelten schien. Da überbot man sich an Tollheiten, ritt die wildesten Jagden über Stock und Stein, zechte, vagabundierte und tanzte mit den Mägden auf den Dörfern. Selbst der Pastor Primarius, Kirchenrat und Oberhofprediger Johann Gottfried Herder soll gelegentlich mit von der Partie gewesen sein. Als Superintendent der höchste Beamte des geistlichen Standes, war er eine Art Landesbischof von Sachsen-Weimar und damit Herr über ein Juwel der Reformation: die Stadtkirche St. Peter und Paul, in der schon Martin Luther mehrfach gepredigt hatte. Zwei mächtige Bronzeplatten unter dem Triumphbogen in der Mittelachse künden davon, daß hier, neben seiner Frau Sybille, Johann Friedrich begraben liegt, der die Protestanten gegen Karl V. führte und unterlag. Cranach der Ältere hat ihn auf einem Seitenflügel seines berühmten Triptychons für St. Peter und Paul festgehalten, auf jenem Altarbild, das Goethe, kaum in Weimar eingetroffen, bewundert und davon Herder berichtet hat, der damals noch in Bückeburg tätig war.

Da kniet Johann Friedrich, den man den Großmütigen nennt, die Hände zum Gebet gefaltet; ungemein breitgesichtig schaut er aus, hat dunkle, kurzgeschorene Haare, dunkelbraune Augen, den gekräuselten Bart trägt er lang, aber wohlgeschnitten, mit einem Schnauzer darüber, ein Typ von unverkennbar slawischem Einschlag. Ein wenig aufgeschwemmt hat ihn der treue Cranach festgehalten, sichtlich scheint sein Herzog mit der Trunksucht, dem Laster der Deutschen, geschlagen, das freilich auch seinem theologischen und politischen Berater Luther nicht fremd gewesen. Sagt der doch einmal von sich, er fresse wie der Böhme und saufe wie ein Deutscher. Ein Politiker klugen Kalküls ist dieser Johann Friedrich nicht, auch fehlt ihm zum Feldherrn die nötige For-

tüne. Ein Jahr nach Luthers Tod vom Kaiser 1547 vernichtend bei Mühlberg an der Elbe geschlagen und gefangengenommen, geht er der Kurwürde samt der Hälfte seines Landes verlustig. Wohl oder übel macht er Weimar mit dem wenigen Land, das ihm bleibt, zur alleinigen Residenz des ernestinischen Herzogtums, das nun Sachsen-Weimar heißt.

Cranach der Ältere entwirft diese Altarbilder als Achtzigjähriger in Weimar, nachdem er zwei Jahre die Gefangenschaft mit seinem Herrn geteilt hat, ja selbst die Kutsche, die ihn nach dessen Freilassung von Innsbruck Ende September 1552 in die Residenz an der Ilm bringen sollte. Der Einzug des Fürsten und seines Malers nach den Jahren kaiserlicher Haft kommt der Triumphfahrt eines evangelischen Märtyrers gleich. Ganz Weimar ist auf den Beinen und des Jubelns kein Ende, vermeldet ein Zeitgenosse.

Aber die Begeisterung der Untertanen gilt nicht nur dem Schutzherrn und Sachwalter der Reformation, als deren Kernland Thüringen gelten muß, auch handfeste materielle Erwartungen schwingen mit. Mit dem Hof kommen fürstliche Verwalter und Angehörige des umfangreichen Hofstaats in die Stadt, zahlungskräftige neue Bürger, welche die Geschäfte beleben und dem Ort wachsende Bedeutung verleihen. Um 1500 noch zählte Weimar tausendachthundert Einwohner in dreihundert Häusern, meist mit leicht brennbaren Schindeln statt mit Ziegeln gedeckt. Gute fünfzig Jahre später leben hier knapp dreitausend Menschen, aber die Stadt hat noch immer ländlichen Charakter, die Einwohner sind Handwerker und Ackerbürger, deren Schweine und Gänse zum Kummer der Ratsherren die ungepflasterten Gassen bevölkern.

Auch der Hof kann die Nachteile der geographischen Lage nicht ausgleichen. Weimar liegt abseits der großen Handelsstraßen, sein Markt ist unbedeutend, Geschäfte, die in diesem toten Winkel an der Ilm abgewickelt werden, reichen nicht über die weitere Umgebung hinaus. Eine wohlhabende Kaufmannschaft oder ein Patriziat, das anderswo zu Trägern stadtrepublikanischer Ideen wird, kann sich unter solchen Bedingungen nicht heranbilden. Die Stadt entwickelt kein Eigengewicht, ihre Bürgerschaft wird nicht zum Gegenpol des Hofes, sondern bleibt abhängig und geprägt von der feudalen Macht, die über ihr Wohl und Wehe entscheidet, auch über Zeiten des Glanzes und des Niedergangs. Diese politisch-soziale Struktur verändert sich bis zur Zeit Goethes und Schil-

lers, Wielands und Herders nicht und wird von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die deutsche Klassik sein.

Lucas Cranach der Ältere, der mit dem Fürsten gekommen ist, wohnt bei seiner Tochter Barbara, der Ehefrau des herzoglichen Kanzlers Christian Brück, in jenem stattlichen Renaissancehaus am Markt, das heute seinen Namen trägt. Weimar ist ihm nicht unbekannt, er hat hier schon 1521 die Orgel in der Schloßkirche bemalt. Jetzt richtet er sich eine kleine Werkstatt ein und bekommt Hilfe von seinem Sohn Lucas, der des Vaters große Malmanufaktur weiter betreibt, aber vor der Pest, die in Wittenberg ausgebrochen ist, für einige Monate Zuflucht in Weimar sucht. Das Triptychon für St. Peter und Paul gilt als des älteren Cranach letztes, eindrucksvollstes und berühmtestes Werk, als Epitaph und Glaubenszeugnis des nach Dürer bedeutendsten deutschen Malers seiner Zeit, auch wenn es von ihm nur begonnen wird und nach seinem Tod 1553 von dem Jüngeren vollendet werden muß.

Sein Weimarer Altar ist ein Symbol für den Erfolg der neuen Lehre, der ohne die reformatorische Dreieinigkeit von Luther, dem Theologen und Prediger, Cranach, dem Illustrator und Agitator, und den ernestini-schen Territorialherren, die sie politisch durchsetzen und schützen, nicht denkbar gewesen wäre. Geradezu demonstrativ und voller Stolz steht er als eine der wichtigsten Mitväter dieser reformatorischen Erfolgsgeschichte im Mittelbild des Klappaltars neben Martin Luther, sein Gesicht strahlt Aufrichtigkeit, Festigkeit, ja Glaubensgewißheit aus. Blut aus Christi Seitenwunde spritzt auf Cranachs Kopf und wird von allen Sünden reinigen. So in winzigen Lettern nachzulesen in der aufgeschlagenen Bibel, welche der Reformator in der Linken hält, indes er mit der Rechten auf die Heilige Schrift weist – das Evangelium soll lauter und rein, ohne Zusatz menschlicher Lehre oder Interpretationen der verderbten römischen Kurie gepredigt werden.

Auf dem linken Seitenbild der Fürst und Schutzherr der Reformation, rechts dessen Söhne, die sein Werk einmal fortsetzen sollen. Aber näher dem Herrn Christus und dem Reformator eben er selbst, der große Agitpropkünstler der Reformation, der Hofmaler, Drucker und Unternehmer, der in Wittenberg eine große Werkstatt mit Malern, Holzschneidern, Vergoldern und Tischlern unterhielt. Cranach entwarf die Titelbilder für die Brandschriften und Traktate, die der Reformator

DIE KULTURHISTORISCHE BEDEUTUNG Weimars beginnt wahrlich nicht erst mit dem Musenhof der Regentin Anna Amalia, ihrem Prinzen-erzieher Wieland und dessen »Teutschem Merkur«. Für die Ernestiner, Vorkämpfer des deutschen Protestantismus, ist die Stadt nach Wittenberg, später Torgau, ihre wichtigste Residenz. Weimar spielt eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung eines neuen evangelischen Lehrgebäudes und dem Aufbau einer neuen kirchlichen Hierarchie, die alsbald in ein modernes Landeskirchentum mündet und sich für die Geschichte der Deutschen als äußerst problematisch erweisen wird. Die Reformation entwickelt sich um eine Achse Wittenberg-Weimar, wobei Thüringen mit dem Bilderstürmer Karlstadt in Orlamünde und dem Schwärmer Müntzer in Allstedt (später Mühlhausen) zum Schnittpunkt der verschiedensten reformatorischen Bewegungen wird, und zwar solcher »von unten« wie auch derjenigen, welche die Obrigkeit zusammen mit Luther schließlich als gültige Norm beschließt.

Jener Johann Friedrich der Großmütige, der auf dem Altarbild Cranachs so fromm und andächtig darniederkniert, wächst bei seinem Vater Herzog Johann im Weimarer Schloß auf und schmuggelt schon als Sechzehnjähriger lutherische Schriften ins Franziskaner-Kloster, das damals als Hochburg der Anhänger des alten Glaubens in Weimar gilt. Gedacht sind die Traktate für jene Dissidenten, die sich ernsthaft mit den Thesen des früheren Augustinerbruders Martin auseinandersetzen wollen und bald evangelische Geistliche werden: Bruder Friedrich Myconius aus Anaberg, später erster Superintendent von Gotha, und Johann Voit, dann erster evangelischer Pfarrer in Ronneburg. In einem Winkel versteckt, lesen beide als junge Franziskanermönche die Gedanken Luthers, stimmen ihnen innerlich jubelnd zu und haben schwer dafür zu büßen: Als verdächtige Ketzer, berichtet Myconius, müssen sie während des Essens am Boden liegen, die Brocken auflesen, die von den Tischen fallen, und den anderen Mönchen die Füße küssen.

IN WEIMAR NIMMT MAN früher und offener für die evangelische Sache Partei als Kurfürst Friedrich der Weise in Wittenberg. Friedrich ist von Natur aus ein eher zögerlicher Herr, als Territorialfürst in das Reichsrecht eingebunden und dem Kaiser zu Loyalität verpflichtet, er scheut die offene Konfrontation. Ihm geht es vor allem darum, Luther Recht

und Gehör zu verschaffen, ihm ein faires Verfahren auf einem »Konzil deutscher Nation« zu gewinnen, das nicht von vornherein von den Päpstlichen beherrscht sein würde – eine Versammlung übrigens, die nie zustande kommt.

Der weise Friedrich, wie man ihn nennt, das heißt vor allem: der vorsichtige. Politische Klugheit gebietet ihm, jede Parteinahme für Luther geheimzuhalten. Er taktiert und manövriert, weicht jedem offenen Konflikt mit dem Kaiser aus und kommt damit bis an sein Lebensende auch durch, weil Karl V. die Hilfe der Fürsten entweder gegen Türken oder Franzosen oder gegen beide braucht. Nach Luthers »Ich kann nicht anders« von Worms hat der Kaiser zwar die Reichsacht gegen den Mönch aus Wittenberg verhängt und die Vernichtung seiner Schriften angeordnet. Aber zur Exekution seines Edikts ist er vorerst zu schwach, weil an anderen Fronten gebunden. Sorgsam vermeidet Friedrich jede direkte Begegnung mit dem Reformator. »... ich hab meyn leben lang mit dem selben Fürsten«, schreibt Luther und meint den Fürsten, der ihn schützt, »nie keyn wort geredt noch hören reden, dazu auch seyn angesicht nie gesehen denn eynmal zu Worms für dem Keyser.« Luther hat auch nie vor Friedrich gepredigt.

Ganz anders das Verhältnis zu Johann und dessen Sohn Johann Friedrich, wenn der Reformator nach Weimar kommt: Da spricht man unter Vertrauten und Freunden von Angesicht zu Angesicht. Er sei gewiß, »Gott wirds nicht leiden«, hatte Johann schon vor dem Reichstag von Worms über Versuche gesagt, die lutherische Lehre zu unterdrücken. Mit seinem Sohn hört er Luthers Predigten in der St. Martin geweihten Schloßkirche, wo übrigens schon 1520 der protestantische Wolfgang Stein aus Zwickau Hofprediger wird. Gemeinsam erleben sie den Reformator auch in St. Peter und Paul. Als Mitregent Friedrichs des Weisen, mit eigener Kanzlei, eigenen Räten und separater Finanzverwaltung in dem Anfang des Jahrhunderts im Renaissancestil umgebauten Schloß Hornstein zu Weimar ist Herzog Johann seit 1513 für die ernestinischen Lande in Franken, dem Vogtland und Thüringen verantwortlich – damit auch für den Schutz, den Luther auf der Wartburg genießt.

Um unbequemen Fragen des Kaisers vorzubeugen, hat Friedrich der Weise ja eine Entführung durch Strauchdiebe vorgetäuscht, als sein Wittenberger Theologieprofessor vom Reichstag zu Worms zurück

nach Wittenberg reiste, und ihn im ursprünglichen Sinne des Wortes in Schutzhaft genommen. Den »Weimar-Wartburg-Lebensbegriff« wird Friedrich Lienhard am Anfang unseres Jahrhunderts einmal schwärmerisch-rückwärtsgewandt und betont deutschvölkisch propagieren. Richtig daran ist bestenfalls, daß die drei Orte Wartburg, Weimar und Jena kulturhistorisch als eine Trias zu betrachten sind, die für Protestantismus, deutsche Philosophie und den Gipfel der deutschen Literatur steht, einer Literatur, die historisch mit Luthers Bibelübersetzung auf der Wartburg beginnt. Cranach der Ältere, Freund und Gevatter, ist einer der wenigen, die ihn dort besuchen dürfen. Er schneidet jenes berühmte Bild in Holz, das Luther mit vollem Haar und dem damals modischen Kinn- und Backenbart der Ritter zeigt – eben als Junker Jörg, ein Motiv, das der Herold der Reformation im Druck von Wittenberg aus verbreitet und das in den meisten deutschen Landen reißend Absatz findet. An den Junker Jörg auf der Wartburg wendet sich auch der Weimarer Herzog mit der Bitte um Rat, wie er mit den aufsässigsten Altgläubigen in seiner Residenz, den Franziskanermönchen in Weimar, umgehen solle, und erhält ihn prompt.

In Weimar nämlich stehen einige Jahre lang sowohl Altgläubige als auch Anhänger der Reformation auf der Kanzel, von der später einmal Herder predigen wird. Die herzogliche Obrigkeit ist um ein geordnetes Nebeneinander besorgt, das indes nicht als Zeichen konfessionellen Desinteresses, sondern als Versuch einer, wenn auch befristeten, Toleranz zu werten ist. Luther, der die Gewissen nicht vergewaltigen will, warnt davor, den noch nicht für die Reformation gewonnenen Teil der Bevölkerung zum neuen Glauben zu zwingen. So trachten die protestantisch eingestellten Weimarer Herzöge, radikale Pfaffen- oder Klosterstürme zu vermeiden, und suchen erst einmal die Städte und Landstände für die Abstützung der reformatorischen Sache zu gewinnen.

Zunächst also gibt es in Weimar, was man später einen Wettbewerb der Systeme nennen würde. Über wenige Jahre tritt dann schließlich ein, was die evangelischen Fürsten und Luther sich von solch offener Konkurrenz von Anfang an versprochen haben: Die alte kirchliche Ordnung löst sich auf, sie implodiert, weil mehr und mehr Gläubige die Teilnahme an den alten Formen des Gottesdienstes verweigern. Deutliches Zeichen dafür in Weimar ist, daß hier seit 1523 keine Prozessionen mehr statt-



finden. Die innerstädtische Partei der Altgläubigen bröckelt, weder die Franziskaner noch die Nonnen des Beginen-Ordens erfreuen sich wegen ihres losen Lebenswandels eines guten Rufs.

Als die Parteinahme der großen Bevölkerungsmehrheit für die Protestantischen nicht mehr zu bezweifeln ist, gibt Herzog Johann seine formelle Neutralität auf und erläßt 1525 ein Predigtverbot für die Altgläubigen. Zugleich stellt er die Weichen für eine neue, rein protestantische Landeskirche, die sich bald zu einer Staatsanstalt entwickeln wird. Das beginnt damit, daß er den von Luther empfohlenen Prediger an der Stadtkirche, Johannes Grau, zum Oberpfarrer ernennt und mit der Aufsicht über achtzig benachbarte Landgemeinden rund um Weimar beauftragt. Geistlichen, denen die Gabe der Keuschheit nicht gegeben sei, empfiehlt Grau, umgehend eine Ehe einzugehen. Auf das Schloß beordert, wird den versammelten Pfarrern befohlen, ab sofort das Evangelium lauter, rein und klar zu predigen – »on [= ohn] alle menschliche zusatzunge und einmischung«. Wer die evangelische Lehre im Sinne Luthers nicht beherrsche, solle umgehend von denen lernen, die in Weimar oder Erfurt das geistliche Amt richtig ausübten.

Als Nachfolger Friedrichs des Weisen ist Johann auf dem Sprung, seinen Hof nach Torgau zu verlegen. Demjenigen aber, der glauben sollte, nach seinem Weggang wieder Gottesdienst auf altgläubige, also katholische Weise halten zu können, droht der Fürst mit schweren Strafen – »nit allein mit entsetzung und beraubnuß seins lehns oder pfarr, sunder auch villeicht an der narung oder sunst auf andere weyse und wege, wie sich des ire fürstlichen gnaden des besten noch bedenken werden ...«. Zudem wird eine von den Wittenberger Reformatoren erst noch auszuarbeitende Handreichung in Aussicht gestellt, die jedermann aufs genaueste lehren werde, wie man es nach Gottes Wort mit Singen, Lesen, Gottesdiensten und Zeremonien zu halten habe – »darnach ihr euch zu richten wissen werdet«. Gemeint ist Luthers mit Hilfe von Melanchthon erstellte »Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdiensts«, die schon Weihnachten 1525 im ganzen Kurfürstentum eingeführt wird.

Und noch vor der Übersiedlung nach Torgau schafft Johann die finanzielle Grundlage für ein rein evangelisches Kirchen- und Schulwesen in Weimar: Sämtliches Kirchengut wird dem Rat der Stadt unterstellt, der davon künftig Pfarrer und Kirchenhäuser, Lehrer und Schulen zu

unterhalten hat, so wie Luther es in seinem Aufruf an die christlichen Ratsherren aller Stände des deutschen Landes zur Gründung christlicher Schulen empfohlen hat. Ein evangelisches Schulwesen und eine evangelische Pfarrgeistlichkeit, die sich auf landesfürstliche Gewalt stützen – damit sind in Weimar erstmals die wichtigsten Elemente der typisch evangelischen Obrigkeitskirche geschaffen. Mit der Versammlung der thüringischen Pfarrer im Weimarer Schloß, so der Kirchengeschichtler Rudolf Hermann, sei damit begonnen worden, die evangelische Predigt und schriftgemäße Zeremonien im Sinne Luthers »bei Strafe der Amtsentsetzung« vorzuschreiben.

Wenn die ursprüngliche Toleranzphase so abrupt durch entschlossene Parteinahme beendet wird, hat dies auch mit jenen radikalen reformatorischen Strömungen in Thüringen zu tun, welche schließlich zum Bauernkrieg und zur Schlacht bei Frankenhausen führen. Schon früh kämpfen der kurfürstliche Ratgeber Luther und der ihm ergebene Erbprinz Johann Friedrich in Weimar, der ohnehin als Scharfmacher und Ketzermeister der neuen Lehre gilt, gegen fundamentalistische protestantische Versuchungen an, für die sogar der Weimarer Hofprediger Stein vorübergehend anfällig ist. Es ist eine Zeit, in der die Reformation chaotische Züge annimmt. Um das Durcheinander zu beenden, in dem die Reformation in Thüringen zu versinken droht, stellt Luther die Weichen zu einer neuen Orthodoxie schon ein Jahr vor der Versammlung im Weimarer Schloß.

Das Schlüsseljahr dafür ist 1524, der Ort wiederum Weimar. Im Juli dieses Jahres hören die Herzöge von Weimar die berühmte Fürstendpredigt Thomas Müntzers in der Schloßkapelle in Allstedt, einer in der goldenen Aue gelegenen kursächsischen Enklave, welche den Mitregenten an der Ilm untersteht. Der Allstedter Pfarrer nennt Luther spöttisch das »Geißtlose Sanftlebende fleysch zu Wittenberg«. Er dagegen hat den Eifer eines Joachim von Fiore und den sozialrevolutionären Elan der böhmischen Taboriten; als Gottesknecht sieht er sich, ja als Racheprophet in der Tradition des Alten Testaments. Mit seiner berühmten Fürstendpredigt appelliert er an die Ernestiner, sie sollten als christliche Obrigkeit endlich das Schwert ergreifen, es in den Dienst Gottes stellen und den Endkampf gegen das Böse aufnehmen. In Kirche und Staat herrsche der Antichrist, geistliche wie weltliche Fürsten beraubten, bedrückten und

verdummen den gemeinen Mann. Und dann droht er mit Aufstand und Rebellion: Weigerten sich die großen »Hansen« nämlich, und er meint damit natürlich die Ernestiner als die Schutzherrn der Reformation, hätten sie also taube Ohren und folgten diesem Aufruf nicht, müsse das Volk ihnen das Schwert entwenden, es selbst in die Hand nehmen und den apokalyptischen Endkampf beginnen.

Beinahe zeitgleich zu dieser Allstedter Predigt veröffentlicht Luther seinen Brief »an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührerischen Geist«, in dem er Müntzer den Kampf ansagt und die Ernestiner auffordert, dem Treiben in Allstedt Einhalt zu gebieten. Zwar hat er Müntzer ursprünglich einmal als Prediger empfohlen, doch nun erkennt er in ihm die führende Figur eines radikalen reformatorischen Flügels, die sein ganzes Werk in Frage stellt. Einem Mann wie Luther, der Theologie und Politik säuberlich auseinanderhält, der einen ausgeprägten Sinn für Ordnung hat, die sich stets auf eine weltliche Obrigkeit stützt, ist die chiliastische Schwärmerei Müntzers, dieses Ineins- und Durcheinanderwerfen von geistlicher und äußerer, weltlicher Ordnung, ein Graus und ein theologisches Unding obendrein.

Es sind Proteste des reformationsfeindlichen albertinischen Veters Herzog Georg in Dresden, es sind vor allem aber Luthers beschwörende Worte, die Herzog Johann dazu bewegen, Müntzer zum 1. August zu einem Verhör nach Weimar zu bestellen. Weil der Allstedter Fürstendprediger sich dabei als störrisch und uneinsichtig erweist, wird er mit einem ernsten fürstlichen Tadel entlassen und aus Allstedt ausgewiesen. Zugleich befiehlt der Weimarer Hof dem Allstedter Rat, die Druckerei des aufrührerischen Predigers zu schließen. Weil die Unruhe in Thüringen bedrohlich wächst, rufen Johann und sein Sohn Johann Friedrich den Reformator im August 1524 zu einem Consilium über kirchenpolitische Fragen nach Weimar. Dabei wird entschieden, reformatorische Überspitzungen zurückzuschneiden und Abweichungen von den Lehren Luthers energischer als bisher zu bekämpfen. Luther solle durch Thüringen ziehen, regt Johann Friedrich an, um alle Pfarrer auf den rechten Glauben einzuschwören – »welche Prediger denn nicht tüglich, hättet ihr mit Hilfe der Obrigkeit zu ersetzen«. Nicht das ganze Land bereist der Reformator, doch bricht er nach Jena, Kahla, Neustadt und Orlamünde auf, um von der Kanzel herab gegen die evangelische »Ket-

zerei« Karlstadts und seiner Anhänger zu poltern, die er schlicht »Schwarm- und Schwimelgeister« nennt.

Andreas Bodenstein, nach seinem fränkischen Heimatort Karlstadt oder Carolostadius genannt, hat die Pfarrei in Orlamünde übernommen; viel gestrenger als Luther geht er gegen Bräuche vor, in denen er päpstliche Mißstände sieht: Sämtliche Bilder, sogar die Orgeln werden aus den Kirchen entfernt, mancherorts auch die Altäre umgestürzt. Karlstadt, der Kirchengemälde einmal eine »Mausefalle oder des Teufels Bockspfeifen« für die Schwachen im Glauben nennt, sieht in geschnitzten Figuren teuflische, betrügerische Ölgötzen, die den Gläubigen weggenommen werden müßten wie den Kindern die Messer. Als Rechtfertigung dient ihm das 5. Buch Mose: »Ihre Altäre sollt ihr umstürzen und umkehren, ihre Bilder sollt ihr zerbrechen, ihre Linden sollt ihr abhauen und ihre geschnitzten Bilder sollt ihr verbrennen.« Luther dagegen duldet Gemälde wie Statuen in Kirchen, solange sie nicht abgöttisch verehrt werden: »Die Bilder sollen abgestellt sein, wenn sie angebetet werden, sonst nicht.«

In manchem scheint der Orlamünder dem reformierten Heidelberger Katechismus näherzustehen als Luther, er verwirft auch die guten Werke nicht so total wie der Wittenberger Reformator. Karlstadt meint, daß der gute Glaube Früchte tragen werde, an denen die Glaubenstreue eines Christen zu erkennen sei, und ist mit dieser Einstellung nicht so weit vom Calvinismus entfernt, wie er sich schließlich nach dem Genfer Reformator herausbilden wird. Wie sehr er es vermocht hat, die Mehrheit der Gemeinde auf sich einzuschwören, erweist sich spätestens, als Luther den Rat von Orlamünde auffordert, auf seinen Pfarrer zu verzichten. Bürger wie Rat zeigen sich trotzig und fragen den Reformator, ob es etwa nicht stimme, daß er selbst für das Recht jeder Gemeinde eingetreten sei, sich ihren Pfarrer frei zu wählen? Ihre Bittschrift an den Weimarer Hof zugunsten Karlstadts bleibt jedoch vergebens, auch ihr Hinweis auf »sein sehr schwanger Weib, sein klein unmündig Kind und den herdringenden Winter« fruchtet nichts. Luther erstattet dem Erbprinzen Johann Friedrich in Weimar Bericht über die »tragoedia Orlamundensis« und betont das Recht der Obrigkeit, den unbequemen Prediger zu entfernen. So wird Karlstadt aus Kursachsen ausgewiesen. Im Deutsch der Nachwendezeit würde man sagen: Martin Luther, der erste evangelische Visitator in Thüringen, hat den Pfarrer Andreas Bodenstein

evaluiert und für nicht tauglich befunden. Die Weimarer Obrigkeit ist seinem Rat gefolgt und hat den Pfarrer von Orlamünde als Ketzler abgewickelt. Besonders christlich-gnädig ist Luther dabei nicht zu Werke gegangen. Duldsamkeit gegen reformatorische Abweichler, gegen »Rotengeister«, war seine Sache nie.

Den entscheidenden Einschnitt bringt schließlich der Bauernkrieg: Statt die reformatorische Vielfalt wie bisher zu dulden oder gar zu fördern, sind die Ernestiner nun bestrebt, die Wittenberger Linie durchzusetzen, die sie seit der Müntzer-Rebellion als die bestimmende und alleinige Norm betrachten. Von Luther fühlen sie sich ermuntert, seit dieser, ein echter Grobian vor dem Herrn, in seiner Streitschrift »Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern« geschrieben hat: »Liebe Herren, steche, schlage, würge wer da kann.« Entschlossen baut der Kurfürst seine neue Landeskirche auf, umfassende Visitationen sollen von Gemeinde zu Gemeinde klären, welche Geistlichen sich noch der Papisterei verschreiben oder gar den »Schwärmern und Sektierern« anhängen. Im Grunde handelt es sich um die systematische Fortsetzung der kirchenpolitischen Säuberungsaktion, die mit Luthers Predigten gegen Karlstadt begannen, und typisch für sie ist, daß die Visitatoren oder Abwickler mit den Abweichlern unter den Protestanten weit härter umspringen als mit Altgläubigen: Die päpstlich Gesonnenen werden mit Abfindungen aus dem Amt gedrängt, reformatorischen Häretikern hingegen droht man, wohl aus Furcht vor neuen Unruhen, harte Strafen an, Wiedertäufer werden sogar hingerichtet. Das Amt des Superintendenten wird geschaffen, der als eine Art territorialstaatlicher Beamter dem Kurfürsten regelmäßig Bericht aus seinem Sprengel über Predigten und Lebenswandel der ihm unterstehenden Geistlichen zu berichten hat. »Der entscheidende Sprung auf dem Wege zur Landeskirche«, schreibt Joachim Bauer in seiner Untersuchung »Reformation und ernestinischer Territorialstaat in Thüringen«, »wurde mit der Abfassung des ›Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen‹ 1528 vollzogen«. Die lutherische Reformation hatte mit einer großen Befreiungstat begonnen: mit der Lossagung von der theologischen Bevormundung durch die päpstliche Hierarchie, mit der These, daß jedermann sein eigener Priester sei und es keiner Mittler brauche, um mit Gott Zwiegesprache zu halten und seine Gnade zu erfahren. Am Ende mündet sie in

eine hierarchische Kirchenstruktur, in der Fürst und Geistlichkeit, Kirche und Staat miteinander verschmelzen und der Altar zur Stütze des Thrones, der Pastor zum Propagandisten der Herrschaft wird.

Den Grundstein zu dieser Entwicklung hat kein anderer als Luther selbst mit vier Predigten gelegt, die er am 24. bis 26. Oktober 1522 in der Schloß- und in der Stadtkirche von Weimar hielt und die vom geistlichen und weltlichen Regiment handelten – dem Reich Gottes und dem Reich der Welt. Auf Wunsch Herzog Johanns, der geradezu begierig erfahren will, wie Christ- und Fürstsein sich miteinander vereinbaren ließen und wie er die weltliche Schwertgewalt handhaben dürfe, faßt er die Predigten dann in der Schrift »Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei« zusammen und widmet sie dem Weimarer Herzog. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich darzulegen, wie Luther die beiden Reiche trennt, zumal es an Widersprüchen in seinen Darlegungen nicht mangelt. Sie sind von Luther als Ratgeber an Fürsten und Gläubige gedacht und stellen keine klare Doktrin und schon gar kein Dogma dar. Im Gegensatz zu Calvin, dem Savonarola von Genf, einem eher ordnend und lehrend veranlagten Geist, ist der eruptive, vulkanische Luther eben kein Systematiker, dem Wittenberger fehlt jene *clarté*, die dem Genfer angeboren ist. Entscheidend kommt es auf die historische Wirkung an, die von Luthers erstmals in Weimar dargelegter Auffassung von Obrigkeit, ihren Rechten und Pflichten ausgegangen ist, auf ihre Deutung und Handhabung durch Geistliche wie Mächtige.

So nimmt Uwe Siemon-Netto den Reformator und dessen Obrigkeitsschriften ausdrücklich gegen den Vorwurf in Schutz, widerspruchsvollen Gehorsam gepredigt zu haben. Schon gar nicht sei er gewesen, was Thomas Mann, der freilich Luther als Berserker, Wüterich und riesenhafte Inkarnation deutschen Wesens innerlich ablehnte, in dem Reformator gesehen habe – den »Erzieher seines Volkes zur Untertänigkeit«. Mit ihrem »Wer schweigt, macht sich mitschuldig« hätten die norwegischen Pfarrer, Lutheraner auch sie, die deutsche Besatzungsherrschaft kritisiert und sich dabei ausdrücklich auf den deutschen Reformator berufen: Gott verlange von jedem Christen, dies habe Luther gelehrt, sein Gewissen zu erforschen und für Gerechtigkeit, Wahrheit und Überzeugungen mutig einzutreten. Daran stimmt, daß Luther die Fürsten keineswegs kritiklos sieht: Er nennt sie einmal »die wuetigen, rasenden,

unsinnigen tyrannen, die auch nach der schlacht nicht muegen bluts sat werden ...«, ein andermal »rares Wildbret im Himmel«; ohnehin hält er die Welt für ein trunken Wirtshaus und die Mächtigen auf den Fürstenthronen meist für Toren und Schurken.

Es ergeht Luther eben nicht anders als Goethe, Nietzsche oder der Bibel: Wer sucht, der wird finden und zitieren, was er braucht. Aber entscheidend ist, was über die Jahrhunderte prägend wurde – und das ist dann doch der Luther des »jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat«, der Luther also der nationalprotestantischen Tradition. Besonders greifbar wird diese lutherische Obrigkeitsfrömmigkeit in der »Heerpredigt wider die Türken« aus dem Jahr 1529. In ihr versichert Luther einerseits, daß die Türken Gottes Feind und Christi Lästere seien, wer wider sie streite, kämpfe also »wider den Teufel selbst«. Andererseits sollte ein mannhafter christlicher Krieger, der bei den Gotteslästern und teuflischen Feinden Christi in Gefangenschaft geraten sei, sein Los willig annehmen, denn es sei von Gott gewollt. »Und beibe laufe nicht weg ...«, predigt Luther dem lieben Bruder. Sei er beim Türken einmal in Knechtschaft gefallen, könne er sich ohne Sünde und Ungehorsam nicht befreien. Wenn er fliehe, begründet Luther, dann raube und stehle er seinem Herrn damit seinen »Leib, welchen er [der türkische Herr] gekauft hat oder sonst zu sich gebracht, daß er forthin nicht dein, sondern sein Gut ist, wie ein Vieh oder ander sein Habe«. Selbst gegenüber einer verbrecherischen Obrigkeit, so Alexander Rüstow, kennt Luther nur Leiden und Gehorsam, es gibt für ihn eben nichts »giftigeres, schädlicheres, teuflischeres« als einen aufrührerischen Menschen, den man wie »einen tollen Hund totschiagen muß«.

AUF DER HÖHE VON HITLERS ERFOLGEN, im Dezember 1939, schreibt der Theologe Karl Barth in einem Brief nach Frankreich, das deutsche Volk leide »an der Erbschaft des größten christlichen Deutschen: an dem Irrtum Martin Luthers hinsichtlich des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium, von weltlicher und geistlicher Macht«, durch welchen der Deutschen natürliches Heidentum nicht begrenzt und beschränkt werde, sondern »ideologisch verklärt, bestätigt und bestärkt worden ist«. Franz Borkenau, Helmut Plessner wie auch Alexander Rüstow haben, ganz unabhängig voneinander, aber alle von den Ansätzen

Ernst Troeltschs und Max Webers ausgehend, auf jene entscheidende Trennlinie verwiesen, die Lutheraner zu frommen Untertanen, Calvinisten jedoch zu aufbegehrenden Demokraten werden ließ. Luther unterwirft seine Kirche der irdischen Gewalt, sie wird vom Staat abhängig, Calvin und jene, die nach ihm den eigentlichen Calvinismus schufen – also die Puritaner, die holländischen Reformierten und auch die Hugenotten –, stellen ihre Gemeinden über den Staat, wahren Distanz, betonen den Gegensatz und kämpfen um Unabhängigkeit. Was dem Protestantismus letztlich gemäß ist, die Förderung eines freien Spiels religiöser Kräfte, wird durch die Staatskirche blockiert. Sie verweigert dem Gemeindeglied die Rolle, die es in der Freikirche spielen kann, und schwächt das Bewußtsein für Opposition und Mitverantwortung. Das freie Eigenleben der einzelnen Gemeinde, ursprünglich wahrscheinlich Luthers Ideal, ehe er den unauflöschlichen Bund mit seinen Schirmherren schloß, hat sich im Calvinismus erhalten und für dessen militant-demokratischen Charakter gesorgt. Für einen Lutheraner dagegen ist es geradezu ein »paralleles Anliegen« (Rüstow), einen gnädigen Gott und einen gnädigen Fürsten zu haben. Hier das »Pathos der Freiheit« (Ernst Troeltsch), von der reformiert-calvinistischen Spielart des Protestantismus hochgehalten, dort das »Pathos des Gehorsams«, dem deutschen Bürger gepredigt vom Luthertum.

In einer Schrift, Herzog Johann von Weimar gewidmet, erteilt Luther jenen guten Werken eine absolute Absage, an deren Früchten der Calvinist gerade göttliche Auserwähltheit erkennen will. Der deutsche Reformator lehrt Rechtfertigung allein aus dem Glauben und liefert den einzelnen damit der göttlichen Gnade aus, deren Erweis dieser nicht aktiv beeinflussen, sondern ausschließlich passiv erfahren kann. Borke-  
nau geht soweit, hierin Züge des Ostkirchentums zu erkennen: Es handele sich bei der »Freiheit eines Christenmenschen«, von Luther wie auch von Dostojewski gepredigt, ausschließlich um innere Freiheit, wessensfremd dem Calvinismus des Westens, der nach der »Einheit von Freiheit und Gebundenheit in der Disziplin der freien Korporation« strebt. In der Tat vertieft Luthers Trennung von Geistlichem und Weltlichem den Bruch zwischen Innerlichkeit und Öffentlichkeit, der sich schließlich zu der für Deutschland so typischen Kluft zwischen Macht und Geist weiten wird. Der Künstler und der Machtmensch, sagt Bor-



kenau, sind die beiden Persönlichkeitsideale, die der deutschen protestantischen Kultur voranleuchten. Plessner ergänz: Selbstvervollkommnung nur in ästhetischer Hinsicht, der Kult der Persönlichkeit, ja das besondere Pathos des Wortes Kultur sind das Ergebnis lutherischer, über die Jahrhunderte entkonfessionalisierter Weltfrömmigkeit. Und doch wagt keiner der genannten Kritiker, das Luthertum in toto zu verwerfen, auch wenn es partiell für die historische Misere der Deutschen verantwortlich sein mag. In einer calvinistisch bestimmten Kultur, so Borkenau, hätten weder die deutsche Musik noch die deutsche Metaphysik eine Chance gehabt: »Der deutsche Geist konnte seine Schwingen entfalten, indem er praktische Erwägungen hinter sich ließ, die dort niemals beiseite gesetzt werden können, wo jede Leistung sich innerhalb der Welt rechtfertigen muß.« Nicht nur als Stadt, die engstens mit Luthers Reformation verbunden ist, sondern als historischer Begriff steht Weimar mit seiner Klassik für eine typisch protestantisch geprägte deutsche Kultur.

Freilich geht es nicht an, von Weimar, der Reformation und Luther zu sprechen, ohne ein wahrlich fatales Erbe zu erwähnen, das der Reformator hinterlassen hat und das treffend mit einem Adjektiv aus dem Wörterbuch des Unmenschen umschrieben ist: Weimar blieb, wie das ganze Großherzogtum Sachsen zur Zeit Luthers und lange nach ihm, »judenrein«. Das hat mit einer seiner Schriften zu tun, die sein Mitstreiter Melanchthon, als er sie dem Landgrafen von Hessen übersandte, uns heute völlig unverständlich im Begleitbrief auch noch ein Büchlein nannte, »das wahrlich viel nützlich Lehr hat«. »Von den Juden und ihren Lügen« überschrieb Luther 1543 sein maßloses, ja mordbrennerisches Traktat gegen das Gottesvolk. Man solle ihre Synagogen mit Feuer anstecken, empfiehlt der wütende Antijudaist, Schwefel und Pech dazu werfen, und was nicht brennen wolle, mit Erde überschütten, »damit kein Stein mehr zu sehen sei ewiglich«. Er schafft dafür den Begriff »scharfe Barmherzigkeit«, der uns heute wie Hohn vorkommt, denn was er anrät, entspricht eher der Unbarmherzigkeit des Scharfrichters. Und doch trennen ihn Welten vom späteren Rasseantisemitismus. Theologen deuten seine Haltung gern als Symptom einer enttäuschten Liebe, weil er zwanzig Jahre vor seinem Aufruf zu einer reformatorischen Kristallnacht in seiner Missionsschrift »Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei« die

Juden noch als ideale Zielgruppe für den eigenen Bekehrungseifer ausgemacht hatte. Für ihre hartnäckige Verweigerung der Taufe zeigte er sogar Verständnis, weil papistische »Tölpel und Knebel« den Christenglauben regiert hätten. Um so empörter reagiert er, als sie sich auch nicht durch ihn, der das Christentum von papistischer Abgötterei gereinigt hat, gewinnen lassen.

Nicht zufällig gelten Sachsen und die thüringischen Kleinstaaten »bis 1806 und wieder nach 1813 als Zentren antijüdischer Haltung«, schreibt Werner Grossert in seiner Studie zur Judenemanzipation im Thüringischen. Ein Mandat Johann Friedrichs führt 1536 zur rigorosen Verfolgung und Austreibung der Juden; nicht nur Aufenthalt und Ausübung eines Gewerbes, selbst den Durchzug verbietet der Kurfürst und untersagt ausdrücklich, Juden »Geleit oder Sicherung« zu geben. Zwar ist Luthers direkte Mitwirkung bei diesem ersten »Judenbefehl« nicht eindeutig bewiesen, aber er traf wenige Tage vor seiner Verkündung den Kurfürsten und scheint das Mandat wegen der »Unbußfertigkeit« und des Wuchers der Juden gebilligt zu haben. Als der Kurfürst es nach vorübergehender Milderung, die wenigstens den Durchzug wieder gestattete, im Mai 1543 erneut in vollem Umfang in Kraft setzt, beruft er sich ausdrücklich auf Luther, seinen ehrwürdigen, hochgelehrten, andächtigen und lieben Doktor der Heiligen Schrift, der mit guten Gründen gegen das verstockte Judentum zu Feld gezogen sei. Ein nebeneinander von Christen und Juden ist für den späten Reformator nicht denkbar, er zielt auf ihre Vertreibung, nicht auf ihre Vernichtung, und will ihre Habe konfiszieren, um sie getauften Juden zur Verfügung zu stellen. Auch wenn mit den Jahrzehnten das Feuer des Zorns bei Luther wächst, bleibt seine Judenfeindschaft stets theologisch bedingt. Für die neue Landeskirche indes wird sie zum Dogma, das direkte politische Auswirkungen hat. Erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts, unter der Regentschaft der Herzogin Anna Amalia, werden in Weimar einige wenige jüdische Familien ansässig. Bis 1807 müssen Juden aus anderen deutschen Staaten im Großherzogtum Weimar Leibzoll entrichten, eine Praxis, die sie nach Grossert »moralisch dem Vieh gleichstellt«. In dem Weimar benachbarten Jena, wohin die Ernestiner nach dem Verlust Wittenbergs ihre Universitätsbibliothek überführten und damit den Grundstein für eine neue Hochschule legten, in dieser aufgeklärten Saalestadt, in der um 1800 Fichte

und Schiller als Professoren lehren, bleibt jegliche jüdische Ansiedlung bis 1848 scharf angefeindet.

Rund vierhundert Jahre nach seinem Tod kann sich der Reformator der Deutschen nicht wehren, als die thüringische Landeskirche am 17. Dezember 1941 – zusammen mit sechs anderen evangelischen Landeskirchen – die Einführung des Judensterns durch die Nationalsozialisten begrüßt und sich dabei ausdrücklich auf ihn beruft: Schon Dr. Martin Luther habe nach bitteren Erfahrungen die Forderung erhoben, »schärfste Maßnahmen gegen die Juden zu ergreifen und sie aus deutschen Landen auszuweisen«. Weimar steht eben nicht nur für den Gipfel deutscher Kultur, nicht nur für Glanz und Größe, sondern auch für Niedergang. Weimar ist voll der Ambivalenz und des Zwiespalts – ein echter deutscher Schicksalsort.

## »Widerstehe doch der Sünde« *Hofmusicus Bach in der Himmelsburg*

*SMALL IS BEAUTIFUL* – das galt vor allem für das kleinstaatlich zerrissene Thüringen mit seinen Duodezfürstentümern, obwohl Churchill sie einmal verächtlich die »pumpnickel principalities« nannte. Aus einer Großmachtperspektive betrachtet, konnte sich die deutsche Kleinstaatwirtschaft vor der Bismarckschen Reichsgründung nicht anders denn anachronistisch ausnehmen, und in der Tat haftet ihr bei allen kulturellen Verdiensten stets etwas Armseliges und Lächerliches an, wie es Büchner in »Leonce und Lena« so treffend für die Bühne dargestellt hat. Daß Heinrich von Treitschke, der sächsische Verherrlicher Preußens und Prediger des neuen deutschen Nationalismus, die Kleinstaaterei als deutschen Fluch bezeichnet, nimmt nicht Wunder. Aber auch die Arbeiterbewegung macht in einer Kampfschrift 1906 Front gegen den »Thüringischen Kleinstaatenjammer« der verschiedenen ernestinischen, schwarzburgischen und reußischen Lande.

Und doch trifft gerade auf Thüringen zu, was der britische Nationalökonom E. F. Schumacher 1973 in seinem vielbeachteten Plädoyer für eine auf den Menschen bezogene Politik empfohlen hat: möglichst viele kleine, autonome, überschaubare Einheiten zu schaffen, die sich in einen umfassenden Ordnungsrahmen einfügen sollten. Der Mensch könne Bruder zu einigen Brüdern sein, nicht aber zu allen auf einmal und schon gar nicht zu einem Abstraktum wie der Menschheit. Nur im Überschaubaren, so Schumacher in seiner Absage an alle Gigantomanie, gehe das Menschliche nicht verloren. So etwa versteht knapp zweihundert Jahre vor Schumacher auch der Wirkliche Geheime Rat Goethe sein Weimar – als bescheidene Residenz eines kleinen Fürstentums, das sich mit anderen Kleinstaaten in einem Fürstenbund zusammentun muß, um sich gegen die Großen in Berlin oder München zu behaupten. Das Reich, auch wenn es sich in marodem Zustand befindet, betrachtet der Reichsbürger aus Frankfurt als gegeben. Es garantiert Ordnung in der Vielfalt und läßt den kleineren Staaten damit den nötigen Spielraum für eine

eigenständige Entwicklung. In Weimar erlaubt dies eine großzügige Kulturpolitik, die um so erstaunlicher ist, als sie die finanziellen Mittel eines Zwergstaates eigentlich übersteigt. Goethe selbst, lange Kultusminister seines Freundes und Herzogs Carl August, spricht einmal von der »gegen unsere Kräfte disproportionierten Beförderung der Künste und der Wissenschaften«.

DIE THÜRINGISCHE DUODEZWIRTSCHAFT ist weitgehend das Resultat der immerwährenden, zwar sehr brüderlich gedachten, aber die eigene Bedeutung verringernden Erbteilung des Hauses Wettin, das durch den Erz- und Silberbergbau im Erzgebirge und in Thüringen einst zu den reichsten und mächtigsten deutschen Herrscherhäusern gehörte. Nach Bruderkrieg, Erbauseinandersetzungen und dem Zerfall in die albertinische und die ernestinische Linie wird das Territorium, welches den in Weimar herrschenden Ernestinern verbleibt, wegen des Verzichts auf das Erstgeburtsrecht immer weiter zersplittert, bis schließlich das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach zur Zeit Goethes so »überschaubar« geworden ist, daß es nur mehr 36 Quadratmeilen umfaßt und ganze 106398 Einwohner zählt. Da versteht sich beinahe von selbst, daß Goethe in seinen ersten Jahren als Weimarer Minister nicht nach der Aktenlage entscheiden will, sondern sich aufs Pferd oder in den Zweispänner setzt, um die Probleme vor Ort zu studieren. Der Verzicht auf Großmachtspolitik erlaubt den mitteldeutschen Kleinstaaten die Konzentration auf die innere Landespflege und läßt auf engem Raum verschiedene kulturelle Zentren entstehen, die einander gegenseitig befruchten. »Die Fähigkeit, aus Krisen, Niederlagen und Kriegsfolgen neue Kraft zu gewinnen und diese vor allem auf die Kultur, Bildungs- und Wirtschaftspflege anstatt auf zweifelhafte Abenteuer zu richten«, so der Jenaer Historiker Jürgen John, »gehört wohl eher zu den Stärken als zu den Schwächen kleinstaatlicher Politik.«

Mit der Gründung der »Fruchtbringenden Gesellschaft« im August 1617 im Weimarer Schloß Hornstein setzen der ernestinische Hof an der Ilm und der anhaltinische in Köthen das Beispiel für einen Kulturverbund, der über die engen Grenzen der Kleinstaaterei hinausgreift. Schon der Titel der neuen Sozietät will sagen, daß sie sich dem Nutzen und Wohl der Allgemeinheit verschrieben hat. Angeregt von dem Weimarer

Hofmarschall Caspar von Teutleben, der jahrelang Italien bereiste und in Florenz Mitglied der italienischen Sprachakademie »Academia della Crusca« geworden ist, hat die neue Vereinigung patriotisch-sittliche Ziele, beschränkt sich aber bald auf die Förderung und Reinhaltung der deutschen Muttersprache und kämpft gegen Sprachverwilderung und -überfremdung. Die ehrenwerten Mitglieder, zu denen später auch Dichter und Gelehrte zählen – Martin Opitz, Andreas Gryphius und Friedrich von Logau –, erhalten jeweils einen Pflanzennamen. Wahrzeichen der Sozietät ist der Indianische Palmen- oder Nußbaum, über dem in großen Lettern zu lesen steht: »Alles zu Nutzen.« Bald heißt der neue Verein, dessen Sitz Fürst Ludwig von Anhalt an seinen Hof nach Köthen holt, nur noch der »Palmorden«, obschon er nicht als geschlossener Ritterorden, sondern als offene Gesellschaft konzipiert ist. Fruchtbringer sind zunächst die Regenten und die wichtigsten Mitglieder ihres Hofstaates, doch stoßen bald Bürgerliche hinzu, die sonst bei Hofe nicht geduldet würden, sich jedoch einen literarischen oder philosophischen Namen gemacht haben. Für heutige Begriffe mag das Wort Akademie für die Fruchtbringer viel zu hoch gegriffen, das schlichtere Wort Sprachverein – der erste europäische nördlich der Alpen übrigens – scheint den Sachverhalt besser zu treffen. Doch damals schmückten sich die verschiedensten Sozietäten mit diesem Namen, und mit fast neunhundert Mitgliedern war sie eine der größten »Akademien« Europas. Nach dem Tod ihres Spiritus rector Ludwig von Anhalt wandert die Zentrale dann wieder an ihren Gründungsort Weimar, wo Wilhelm der IV. von Sachsen-Weimar, ein Neffe des Köthener Fürsten, 1651 neues Oberhaupt wird. In Weimar schreibt dann Georg Neumark, Dichter, fürstlicher Bibliothekar und »Erzschreinhalter«, also Geschäftsführer der Gesellschaft, die Geschichte dieses ersten deutschen Sprachvereins: »Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum oder Ausführlicher Bericht von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft«, deren Eigenschaften und »derselben Fortpflanzung«.

Nicht nur das Beispiel des Palmordens zeigt, wie eng die Beziehungen zwischen den ernestinischen und den anhaltinischen Höfen sind. Hartmut Ross hat darauf hingewiesen, daß die kulturellen Zentren Weimar, Köthen und Dessau über Jahrhunderte aufeinander einwirken und miteinander im geistigen Austausch stehen. »Kulturphänomene der

gewichtigen Art« beginnen in Weimar und enden im Anhaltinischen oder auch umgekehrt. Johann Sebastian Bach, Weimarer Hoforganist und Konzertmeister, wechselt von der ernestinischen Residenz an der Ilm an den anhaltinischen Hof in Köthen, nachdem er sich mit Herzog Wilhelm Ernst überworfen hat. Empfohlen vom Neffen des Herzogs, der mit einer Anhaltinerin verheiratet ist, komponiert er in Köthen dann die »Brandenburgischen Konzerte«. Der Wörlitzer Park, den Franz von Anhalt-Dessau anlegt, dient der Herzogin Anna Amalia als Vorbild für Tiefurt und hinterläßt auch bei Goethes Gestaltung des Ilmparks Spuren. Last not least: Als das Bauhaus 1925 aus Weimar vertrieben wird, findet es seine neue Heimstatt in – Dessau.

Wenn in Anhalt die Konzentration der Landesherren auf die innere Entwicklung früher zur Geltung kommt als in Weimar, dann hat dies nicht nur mit der Größe der Fürstentümer, sondern auch mit dem Verzicht auf große Politik zu tun. Mit dreißig-, später vierzigtausend Einwohnern zählt Anhalt zu den Winzigstaaten, die auf der buntgescheckten Karte des Deutschen Reiches kaum zu finden sind. Diese Tatsache führt dazu, daß Dessau »einen Vorrang bei den Kulturinnovationen in Deutschland bis circa 1780 wahren kann« und erst danach von Weimar überholt wird. Folgt man Ross, dann entstand das Dessau-Wörlitzer Reformwerk nur, weil Franz von Anhalt-Dessau mit seinem Ländchen »wie mit einem großen Gut« umgehen konnte. Dagegen widerstehen die Herrscher des nur dreimal größeren Weimar, Sprossen eines Geschlechts, das einst eines der größten und bedeutendsten deutschen Territorien regiert hat, militärischen Versuchungen nicht und trachten im Dreißigjährigen Krieg danach, ihr kleines Fürstentum zu vergrößern, um als Dynastie an Bedeutung zu gewinnen – eine Tendenz, die später bei Herzog Carl August wieder durchbrechen wird. Herzog Wilhelm, der von 1626 bis 1662 über Sachsen-Weimar herrscht, widmet seinen Degen der Sache der Protestanten in der geheimen Hoffnung, die Kurwürde wieder zu erstreiten. Als Kriegsherr fehlt ihm freilich Fortüne wie seinem Vorfahr Johann Friedrich: 1623 wird er von den Kaiserlichen unter Tilly geschlagen und gefangengenommen. Erst siebzehn Monate später kommt er wieder frei – nach getanem Fußfall vor Kaiser Ferdinand II. in Wien, dem er danach bei gemeinsamer Tafel sogar die Seriette reichen darf. Auch Herzog Bernhard von Weimar, Wilhelms

jüngerer Bruder, kann das politische Gewicht Sachsen-Weimars nicht vergrößern. Zwar gehört er zu den bedeutendsten protestantischen Heerführern des Dreißigjährigen Krieges und ist der einzige hervorragende Militär, den die ernestinische Dynastie je hervorgebracht hat. Aber als er mitten im Kriege, nach der Eroberung des Elsaß, vergiftet wird, ist der Traum des Hauses Weimar von mehr Einfluß, Macht und Größe endgültig ausgeträumt. Nach dem Frieden von Münster besitzt das Herzogtum keinen Fußbreit mehr Boden als dreißig Jahre zuvor, und als 1672/73 Wilhelms Söhne, weil das Erstgeburtsrecht noch nicht eingeführt ist, nach alter ernestinischer Teilungstradition aus der ohnehin schon kleinen Masse auch noch die Fürstentümer Jena und Eisenach für sich herauschneiden, schrumpft das Herzogtum Sachsen-Weimar, wenn auch nur vorübergehend, auf ganze fünfzigtausend Seelen. Als Johann Sebastian Bach 1708 nach Weimar kommt, findet er in dem kleinen Fürstentum gleich zwei Herzöge vor, Wilhelm Ernst und seinen Neffen Ernst August. Weil beide große Musikliebhaber sind und sich über die Verwendung ihrer Hofmusici nicht einigen können, wird Bach vor seinem Weggang nach Köthen einen Monat im Weimarer Kerker darben.

Bachs Schaffen in seiner Weimarer Periode bezeugt die enge Nähe, die gegenseitige Anregung und Förderung von Luthertum und Musik, welche die Musikkultur Thüringens auszeichnet und zu der sich der Organist und Komponist immer wieder ausdrücklich bekennt. Auf musikalische Art legt er die Bibel aus, vergleichbar Lucas Cranach, der sie hundert Jahre vor ihm illustriert hat. In Eisenach geboren, Thüringer wie Martin Luther und Heinrich Schütz, ist Bach in Mühlhausen tätig, ehe er als Hoforganist nach Weimar wechselt. In dem Entlassungsgesuch, das er an die Mühlhäuser Stadträte richtet, beschreibt er sein tiefreligiöses Verständnis von Musik: »Endzweck« seines Wirkens sei eine »regulierte kirchenmusic zu Gottes Ehren«. Bach schätzt das musikalische Kirchenritual, wie es bei den Lutherischen mit Orgelspiel und Chorälen, Kantaten und Chorgesang entstanden ist. Als »Laquey«, also als fürstlich Bediensteter, hatte er schon 1703 ein kurzes Zwischenspiel in Weimar bei Herzog Johann Ernst III. gegeben, ehe er nach sechs Monaten als Organist nach Arnstadt ging. Für einen musikalischen Genius wie Bach mutet diese Tätigkeitsbeschreibung befremdlich an, in Wahrheit hat er ja auch



und Sitte an seinem Hofe, der im Rufe steht, einer der frömmsten in Deutschland zu sein. Diener, die in Wilhelm Ernsts Gemach aufwarten, so berichtet Carl Eduard Vehse, müssen ihm laut aus der Bibel vorlesen, nach dem gemeinsamen Besuch des Gottesdiensts examiniert der Herzog sie höchstpersönlich auf den Inhalt der Predigten. Feste und weltliche Vergnügungen gibt es kaum, früh gehen die Lichter aus. Im Sommer schließen Küche und Keller bei Hofe abends um neun, im Winter bereits um acht Uhr. Zwar ging die christliche Zucht unter Wilhelm Ernst nicht ganz soweit wie bei seinem Oheim, dem »Beternst« von Coburg, der in seinem lutherischen Orwell-Staat über die gebotene Frömmigkeit seiner Untertanenseelen Buch führen ließ, doch sind Parallelen im Charakter beider durchaus zu erkennen. Durch das Verbot, sonntags die Stadt vor dem Mittagsgottesdienst zu verlassen, sucht Wilhelm Ernst seine Untertanen zum Kirchgang zu nötigen.

Nicht minder autoritär ist sein Verhalten gegenüber dem Rat der Stadt. Gleich zweimal zwingt er den Ratsherren herzogliche Domestiken als Bürgermeister auf: 1683 seinen Kammerdiener und Leibschneider Johann Tietz, 1688 seinen Kammerdiener Johann Caspar Eichelmann, den er wohl wegbefördert, weil er mit dessen Frau ein Verhältnis hat. Sein Stil wird Schule machen. Am 3. Februar 1730 läßt Wilhelm Ernsts Nachfolger Ernst August die Ratsherren wissen, »daß wir aus besonderer Gnade bewogen worden, Unseren Fürstlichen Kammerdiener, Gottlieb Dehnen, vor seine Uns treugeleisteten Dienste zum Bürgermeister unserer Fürstlichen Residenzstadt zu ernennen«.

Die kulturellen Meriten, die sich der absolut herrschende Wilhelm Ernst erwarb, sind indes unumstritten. Durch Ankauf der Bücher des Wittenberger Professors Schurzfleisch und Friedrich Logaus, des durch seine Epigramme berühmten schlesischen Dichters und Regierungsrats, wird der herzogliche Buchbestand erheblich erweitert und so der Grundstock zur späteren Herzogin Anna Amalia Bibliothek gelegt. Wilhelm Ernst begründet die Weimarer Kunst- und Münzsammlungen und läßt Schloß Ettersburg erbauen, das Anna Amalia viele Jahre als Sommersitz nutzt. Daß er ausschließlich Kirchenmusik liebt, ist für die musikalische Entwicklung in Weimar allerdings hinderlich. Ein Opernhaus, das 1669 im Schloß eröffnet wird, bringt zu des Herzogs Geburtstag »die erste Opera, von der, denen lasterhaften Begierden entgegenge-

